

Auswahl Trimum „Wie klingt, was du glaubst?“ (Exemplarische Interviews)

Ich habe gerne gelebt. Und ich sterbe auch gerne. Kürzlich habe ich von meinem Tod geträumt. Es war ein schöner Traum, alles war ganz hell und gläsern.

Nur der Weg dorthin ist schwer. Die vielen kleinen Abschiede. Jeden Tag verliert man etwas. Aber man lernt auch dazu bis zum Ende. Das hätte ich nicht gedacht, dass ich in meinen letzten Lebenswochen noch so viel lerne.

„So oder so ist das Leben“, das stammt aus einem ganz alten Film. Den kennt heute keiner mehr. Ich möchte, dass dieses Lied zu meinem Abschiedsfest gespielt wird: Meiner Beerdigung. Meine Freundin brennt das dafür auf CD; erst das Lied, dann ein paar Abschiedsworte von mir.

„So oder so ist das Leben, so oder so ist es gut. So wie das Meer ist das Leben, ewige Ebbe und Flut. Heute nur glückliche Stunden, morgen nur Sorgen und Leid...“: Besser kann man das nicht ausdrücken.

Thea Leistl, 81 Jahre, Schallplattenverkäuferin

Ich konnte kein Hebräisch. Meine Eltern haben ein bisschen Hebräisch verstanden, aber nicht gesprochen. Es war zu gefährlich. Die Kommunisten waren Atheisten und sie haben das verfolgt. Aber mein Opa hat die Tradition gepflegt. Ich wusste nicht, was Rosch ha-Schanah ist. Aber ich wusste: Opa kocht. Und an diesem Abend im September sang er immer viele hebräische Lieder. Er hatte eine sehr schöne Stimme.

Er hat mich auch ein sehr schönes Kinderlied auf hebräisch gelehrt, und ich habe das gesungen. Niemand hat mir gesagt, ich darf nicht singen. Aber dann kam die Grundschullehrerin zu uns ins Haus, zu meiner Mutter, und hat fast geweint. Hat gesagt, ich darf das nicht machen, weil wir sonst im Gefängnis landen. Das Lied war für mich verboten, für immer. Ich war sehr traurig und konnte nicht verstehen, warum. Und mein Opa hat es nie wiederholt, er hat nie mehr mit mir hebräisch gesprochen.

Später, als ich studiert habe, war mein Opa sehr schwer krank. Nach der Abschlussprüfungen an der Musikhochschule – ich habe nur Einser gehabt, ein rotes Diplom – hat er mir am Telefon gratuliert und gesagt, ich soll schnell kommen. Und dass er mich umarmen will. Ich bin gleich am nächsten Tag gekommen. Der Zug von Moskau kam morgens früh um sechs Uhr an. Ich musste im Bahnhofsgebäude lange auf ein Taxi warten, es war ein sehr regnerischer Tag.

Dann war ich endlich bei ihm. Wir waren zu zweit. Er lag im Bett, ich saß daneben und er hat mir alles erzählt. Über seine Familie aus Polen. Über Schwester und Neffe, die während der Pogrome verschwunden sind. Und über meine Urgroßeltern. Dass ich die Urenkelin von zwei Rabinern bin. Von mütterlicher und väterlicher Seite.

Am nächsten Tag, nach unserem Gespräch, ist er gestorben. Der Herrgott hat es so gewollt, dass er auf mich wartet.

Das war sein Haupttestament, dass er mir gesagt hat: „Wir sind Juden. Wir haben eine Religion. Dein Urgroßvater war Rabbiner.“ Und dann hat er noch gesagt: „Nimm die ganze Familie und gehe in den Westen“. 1977 war das, es war Utopie. Ich konnte nicht verstehen, was er meint. Und jetzt bin ich hier.

Margarita Volkova-Mendzelevskaya, 57 Jahre, Pianistin und Klavierlehrerin

Damals gab es in Stuttgart die Hauptschule für Blinde nicht. Ich habe mich für das Internat Heiligenbronn entschieden, das war ein katholisches Kloster. Und so bin ich eigentlich christlich und muslimisch erzogen worden.

Eine Klassenlehrerin hat meine Stimme entdeckt. Sie hat meine Gesangsstunden übernommen, das war damals viel Geld. Ich habe im katholischen Gottesdienst Kirchenlieder gesungen oder auf der Flöte gespielt und sehr viel von der christlichen Lehre kennengelernt. Übers Wochenende bin ich nach Hause, dort war ich dann samstags und sonntags in der Moschee, habe fleißig Koran gelernt – und auch dort hat man gesagt: Sie haben eine tolle Stimme, machen Sie doch den Ruf des Muezzins, rezitieren Sie den Koran.

Wobei das nicht allen Nonnen recht war. Einige haben gesagt: Das geht doch nicht, der ist doch Muslim, warum lassen wir ihn da mitmachen? Und meine Eltern waren zwar hochstolz, dass ich den Koran rezitiere, aber von dem Gesangsunterricht durften sie nichts wissen. Und dann aber kam's raus. Ein Riesenknall. Irgendjemand ist zu den Eltern gegangen: „Wisst ihr eigentlich, dass er in der Kirche singt?“ Das war für sie ungeheuerlich. Irgendwann haben sie gesagt: Entweder die Musik, oder wir. Und da habe ich gesagt: Okay, die Musik.

Natürlich bin ich Muslim. Ich habe meine Wurzeln, ich glaube an den Propheten Mohammed und ich glaube an den Koran. Allerdings habe ich die Ansicht, dass Bach nicht nur für die Christen komponiert hat, sondern durchaus auch für mich. Ich habe oft in der Kirche eine Schütz-Mottete gesungen und drei Stunden später in der Moschee zum Gebet aufgerufen.

Das eine schließt das andere überhaupt nicht aus und ich glaube fest daran, dass Gott oder Allah uns bestimmt nicht fragen wird: Sag mal, warst du eigentlich ein Christ oder ein Muslim oder ein Jude? Was warst du eigentlich, was hast du geglaubt? Sondern: Was hast du für die Welt getan? Das ist viel wichtiger.

Ahmet Gül, 42 Jahre, Telefonist

Jüdischer Glaube bedeutet zum Beispiel: Jeden Samstag muss man feiern. Weil Gott sechs Tage lang unsere Welt gemacht hat, aber am siebten Tag hat er ausgeruht. Wir müssen am Freitag alles vorbereiten: Saubermachen, das Essen, die Wohnung. Am Samstag darf man nur essen und sprechen. Nicht arbeiten, nicht Licht aus- und einschalten, nicht fahren. Ich darf meine Söhne in Israel den ganzen Tag nicht anrufen.

Musikhören darf man. Aber das Radio einschalten darf man nicht. Den Fernseher auch nicht. Wenn nichtjüdische Leute das machen, darf man zuhören, aber nicht selber einschalten.

Orthodoxe interessieren sich ohnehin nicht für Musik. Nicht nur an Sabbath, auch sonst. Bei ihnen darf auch ein junger Mann eine junge Frau nicht singen hören. Und eine Frau darf auch keinen jungen Mann als Sänger hören.

Ich bin Jude, aber nicht orthodox. Im Herzen glaube ich. Aber ich kann nicht immerzu sagen: „Oh, ich glaube an Gott, ich liebe Gott“. Nur in meinem Herzen. Ich sage mir: Wenn es richtig ist, wenn es gut ist, dann darf ich alles. Ein- und ausschalten und kochen und tanzen. Wenn mein Herz sauber ist, darf ich das.

Mir ist egal, welchen Glaube jemand hat. Ich frage nicht: „Welche Augen hast du, welche Haare hast du, woher kommst du?“. Das ist mir ganz egal. Wichtig ist der Charakter. Wichtig ist, was der Mund tut. Wenn der Mund süß ist, wenn die Leute nett sind, wenn sie nett lachen: Das ist wichtig für die Beziehung.

Janna Agalounova, 69 Jahre, Betriebswirtin und Ingenieurin

Der Alltag ist der Alltag. Man hat Ärger mit der Arbeit, man hat Ärger mit den Kindern, man hat Probleme, man hat Schwierigkeiten, und dann schwächelt man irgendwie und steht wieder auf und schwächelt wieder und steht wieder auf. Aber der Glaube als Grundprinzip steht nie in Frage. Das sind eher so die Feinheiten. Die kleinen Sachen, die den Alltag verderben. Mal bist du näher, mal

entfernter. Und man kämpft ständig, näher zu sein. Dieses Gefühl zu haben: Ich bin ruhig. Ich habe innere Ruhe.

Ich werde oft gefragt von Muslimen die nicht beten: Wie machst du das? Wie betest du fünfmal am Tag? Ich kann überall beten, ortsunabhängig. Zu Hause, auf der Wiese, im Sitzen, im Liegen. Du hast zum Beispiel Hektik im Büro: „Hektik, Hektik, Hektik – Ach, jetzt muss ich beten!“ Du suchst dir einen Platz, wäschst dich, kommst wieder zur Ruhe.

Einige Suren aus dem Koran wiederhole ich besonders gerne, weil sie mich emotional bewegen. Jede Sure, jeder Korantext hat eine bestimmte Melodik, eine bestimmte Betonung. Man kann das ohne diese Melodik nicht lesen. Die ersten Hörer des Koran haben damals gesagt: Das ist etwas, was wir noch nie gehört haben. Was so schön ist, dass es unseren Verstand verzaubert. Dass wir nicht widerstehen können.

Ich spreche kein Arabisch. Ich kenne zwar die Übersetzungen der Suren, aber den Inhalt erkenne und empfinde ich anhand dieser Melodik. Wenn zum Beispiel über etwas Schweres geredet wird, über die Hölle oder über irgendwelche Verbote, dann gibt es in der Rezitation starke Betonungen und starke Zeichen. Wenn ich rezitiere, kann ich das empfinden: Ob es ein schwieriges oder ein schönes Thema ist.

Vedad Suljic, 38 Jahre, freier Graphiker und Webdesigner

Ich bin erst seit kurzem hier. In meiner Gegend gab's keinen Hindu-Tempel und ich hatte die Möglichkeit nicht, herzufahren. Deshalb bin ich immer in die Kirche gegangen. Je nachdem, was in der Nähe ist, da gehen wir halt hin. Aber der Glaube bleibt eigentlich immer gleich.

Jetzt, seit ich das Auto habe, nutze ich es halt einfach und komme regelmäßig hierher. Ich muss sagen, ich fühle mich hier relativ wohl. Es ist keine fremde Welt, auch wenn ich die Sprache nicht richtig verstehe. Als ich hier reingekommen bin, habe ich mich dermaßen wohlfühlt, das war einfach nur schön. Ich vergesse alles rundum, ich kann meine ganze Probleme loswerden, ich bin einfach nur da und bin am Beten.

Und wenn ich hier die Glocken höre und die Mantras, dann ist das für mich, als ob ich eine Verbindung zu irgendwas anderem habe. Das ist wie eine Art Tür, die sich dann öffnet in mir und ich hab diese Verbindung, diese Spur, die dann nach irgendwo weiter weg führt. So ist das für mich in meinem Herzen.

Charrminiah Chandrathasan, 22 Jahre, zahnmedizinische Fachangestellte

Von 1986 bis 92 habe ich evangelische Theologie studiert, in Tübingen und in Erlangen. 1988 war die Tausendjahrfeier der Taufe Russlands, da kamen orthodoxe Theologen nach Tübingen und haben Vorlesungen gehalten über orthodoxe Theologie, über orthodoxe Musik. Und ich habe dann die ganze Zeit schon im orthodoxen Kirchenchor mitgesungen, in der Tübinger Gemeinde.

Die Schönheit und auch die Spiritualität dieser Musik hat mich angezogen. Der Protestantismus hat eine ganz andere Art von Musik. Auf ihre Art sicherlich auch ganz schön, Spiritualität und Geistlichkeit will ich der protestantischen Kirchenmusik nicht absprechen. Aber mich hat die orthodoxe Musik mehr angesprochen. Genauso, wie mich dann nachher die orthodoxe Theologie einfach gefesselt hat.

1989 bin ich dann konvertiert, von der evangelischen zur orthodoxen Kirche, und bin 1992 zum Priester geweiht worden. Mein Professor hat dann gemeint: „Ach, jetzt erst“. Der hatte das irgendwie schon früher erwartet von mir.

Ich denke, es ist eine Mischung: Die Spiritualität. Das Einfache, aber doch Ausdrucksvolle innerhalb der Musik. Und auch mein Naturell, die Art und Weise, wie ich theologisch denke. In der orthodoxen Kirche stehen Heil und Wohl des Menschen im Mittelpunkt. Sie ist sozusagen ein bisschen menschlicher als der Katholizismus und etwas spiritueller als der Protestantismus.

Jemand hat mal behauptet, dass ich eine „russische Seele“ habe. Und ich habe mich eben in dieser Theologie eher wiedergefunden.

Abt Mitrofan Hauser, 52 Jahre, Pfarrer

Ich bete im Schlafzimmer, Wohnzimmer, Kinderzimmer und manchmal auch in der Küche. Und es ist mir so, wenn ich bete, dass ich das Gefühl habe, dass die Engel neben mir sind. Jede hat ja einen linken Engel und ein rechten. Und die schreiben immer auf, was wir Gutes tun und was wir Schlechtes tun. Ich denke, es steht bei beiden vieles: Ich habe böse Sachen gemacht und auch gute Sachen. Es macht mir auch Spaß, den armen Kindern zu helfen, ihnen Geld zu geben, sie fröhlich zu sehen.

Meine Schwester ist gestorben. Die war noch gar nicht bei uns zu Hause, die war nur im Krankenhaus. Wir haben auch ein Foto, da ist überall an ihr Schlauch. Ich will das Foto gar nicht sehen, das sieht richtig schlimm aus. Da kriegt man Gänsehaut und fängt gleich an zu weinen. Meine Mutter hat gesagt, Gott wollte sie halt wieder zurück. Gott hat sie auf die Erde gebracht und wollte sie gleich wieder zurück. Dass sie ein Engel bleibt. Wenn ich das Gebet vor mich hinsage, dann kommt's mir vor, als ob meine Schwester auch neben mir ist. Und dann rede ich mit der auch.

Wenn ich bete, mache ich meine zwei Hände auf, und dann stelle ich mir vor, dass Gott irgendwas Glitzerndes draufmacht. Danach mache ich das in mein Gesicht. Meine Mama hat gesagt, das macht mein Gesicht schöner.

Es interessiert mich auch, an was die Christen glauben. Meine Freundin ist ja Christin. Es ist schon interessant, was in der Bibel drinsteht und was ihr so in der Kirche macht. Bei euch in die Kirche geht man mit Schuhen. Und man kann auch mit Fingernägel angemalt reingehen. Bei uns muss man die Schuhe ausziehen, keine Fingernägel, muss Kopftuch tragen und entweder einen Rock oder eine Hose anhaben, also lange Sachen.

Was ich auch an meiner Freundin schön finde: Wenn wir an besonderen Tagen beten, zum Beispiel wo unser Mohammed gestorben ist oder auf die Welt gekommen ist, dann betet meine Freundin mit uns mit. Sie ist für mich meine beste Freundin. Meine Schwester.

Didem, 12 Jahre, Schülerin

Ich war Kapitän, Segelführer, habe in der Welt eine Runde gemacht. Ich war acht, als ich zum ersten Mal das Meer gesehen habe und liebte es sofort. Und dann war ich zehn und sagte: Wenn ich groß bin, will ich auf jeden Fall Kapitän werden.

Ich habe Respekt vor allen Religionen in der Welt. Aber die Wörter sind zweitausend Jahre alt. Ob ein Wort heute noch gilt, muss jeder selber entscheiden. Der Mensch ist wie ein 3D, er besteht aus Geist, Körper und Seele. Der Körper braucht Essen. Wenn Sie unterwegs ohne Trinkwasser sind, wenn Sie ohne Essen sind, dann müssen Sie sich selbst vertrauen. Immer vertrauen. Irgendjemand kommt und hilft Ihnen. Hundertprozentig.

Und wenn Sie an Gott denken und sagen „ich möchte für meine Seele einen Weg finden“, dann hilft Gott Ihnen. Auf jeden Fall. Der Geist hat auch sein eigenes Essen, und das ist die Musik. Aber Musik ist nur Musik. Mit Religion hat sie nichts zu tun.

Auch draußen auf dem Meer ist nicht alles „göttlich“. Es gibt viel Technik. Aber die Windstimmen, die Fischstimmen, die Wasserstimmen: das ist ein ganz besonderes Gefühl. Das richtige Gefühl.

Wir sind Natur. Wenn wir in der Natur leben, dann haben wir immer Respekt. Der Atlantik ist ein ganz besonderes Meer. Nicht wie das kleine Mittelmeer. Er kommt immer langsam, aber alles ist sehr groß. Alles hat eine Energie. Wasser hat eine Energie, Wind hat auch eine Energie. Wenn Sie das fühlen, wenn Sie immer positiv denken, dann schaffen Sie es auf jeden Fall.

Özgür Karaca, 36 Jahre, Schlosser und Schweißer

Als ich zum ersten Mal zur Moschee gegangen bin, da war ich schon bisschen schüchtern. „Keiner kennt mich...“ und so. Dann haben wir gesungen, auf Türkisch heißt das *ilahi*: „Ich war noch nicht dort auf Mekkas Weg“, das wird auch in Mekka gesungen, in diesem Kreis, wenn man um die Kaaba geht. Das sind meine Lieder. Ich singe sie auch zu Hause.

Wenn ich groß bin, will ich auch mal nach Mekka gehen. Ich will's auch mal richtig sehen, vom Gesicht her. Im Koran steht das sogar drin: Ein richtiger arger Moslem muss einmal in seinem Leben auch nach Mekka gehen.

Aber eigentlich ist Allah überall, egal wo du hingehst. Allah ist überall, wo ich bin, wo jeder ist von den Moslems und auch von den Christen, das ist egal. Und wenn Allah nicht da ist, ist ein Engel bei dir.

Leyla, 11 Jahre, Schülerin

Ich habe eine Bruder und der hat arbeiten müssen damals. Und an Ramadan musste ich als Kind ihm seine Vesper bringen. Er musste warmes Essen bekommen, meine Mama verwöhnte ihn halt. Weil er der Älteste war, und der Geldbringer.

An Ramadan, wenn es dunkel wird und man wieder essen darf, gibt es ein Signal. Einen Kanonenschuss. Und kurz davor fahr ich los mit dem Fahrrad. Das sind ungefähr fünf Kilometer bis zu meinem Bruder.

Normalerweise ist in tunesischen Städten die Hölle los, da siehst du die Leute auf der Straße, die Kinder spielen Fußball, das ist alles voll. Aber an Ramadan ist es totenstille. Die ganze Stadt, da ist niemand. Ich war ganz allein auf der Straße.

Und dann fängt das Leben langsam an.

Das war schön, diese Stille.

Ali Ben Saad, 46 Jahre, Chemiarbeiter

Vor etwa neun Jahren bin ich aus der katholischen Kirche ausgetreten. Ganz bewusst, weil ich mit dem, was die katholische Kirche macht, sehr unzufrieden bin. Ich bin in Polen streng katholisch erzogen worden, aber vieles finde ich sehr verlogen. Ich finde, die Kirche bewegt sich nicht, sie blieb irgendwo stehen.

Ich bin in Breslau bei meiner Oma aufgewachsen, weil meine Mutter mich sehr früh bekommen hat. Acht Jahre bin ich bei meiner Oma geblieben und sie hat mich sehr geprägt und war für mich so etwas wie die Vertreterin Gottes.

Zu diesem Zeitpunkt kamen sehr viele Hilfspakete aus Deutschland und anderen Ländern. Die Kirchen hatten den Auftrag, sie an die Armen zu verteilen. Aber sie gaben es an die, die kamen – und das waren meistens nicht die wirklich armen Menschen, sondern die, die schon viel hatten und noch mehr wollten. Der Priester hat das gewusst und es trotzdem verteilt.

Eines Tages, es war noch furchtbar kalt, kamen Mehl und Öl und Schuhe an. Alle standen Schlange und da hat sich meine Oma vorne vor den Priester hingestellt und gesagt: Wie könnt ihr euch da hinstellen? Könnt ihr euch nicht schämen? Es gibt so viele in eurer Straße, die nichts haben. Die Alkoholikermänner haben. Denen nicht mal das Essen für den nächsten Tag ausreicht. Und ihr stellt euch hier hin?

Und dann hat sie ein Wägelchen genommen, wo sie die Sachen hineingepackt hat, und hat das mit mir zu einer Familie gebracht, die dreizehn Kinder hatte und wo der Vater Alkoholiker war. Eine Familie, wo sie wirklich nichts hatten.

Ich denke mal, ich war so zwischen acht und neun Jahren alt. Aber es war so beeindruckend, wie meine Oma da vorne stand, als starke Frau, und für die Armen kämpfte – das hat mein Leben verändert im christlichen Sinne. Das ist für mich „Christ sein“. Alles andere ist nur Scheinheiligkeit. Deswegen habe ich hier in Deutschland nach einer Gemeinde gesucht, die mir das gibt, was meine Oma mir gegeben hat. Diese Liebe und diesen Glauben, den sie gelebt hat. Das trifft man selten.

Ich habe jetzt eine freie christliche Gemeinschaft gefunden, die mich sehr begeistert. Es ist eine sehr lebendige Kirche, wo fast eine Stunde nur gesungen wird, wie man es sonst so aus den USA kennt. Mit Gospel, mit Band, mit Querflöte, Schlagzeug und Gitarre. Die Musik ist sehr dynamisch und kraftvoll, das geht wirklich unter die Haut.

Sie entspricht mehr meiner Vorstellung von Gott und Glauben, diese Kirche. Dem, was ich mir immer gewünscht habe und was ich leider in der katholischen Kirche nicht vorgefunden habe.

Bernadette Janßen, 42 Jahre, Krankenschwester

Ich bin gewohnt dass ich meine Religion normalerweise ein bisschen verstecke, damit ich keine Probleme bekomme. Die Leute, die mich mögen, wissen das. Aber dem Rest erzähle ich es nicht sofort. Ich weiß ja nicht, wie die Personen sind, mit denen ich rede.

Als ich einmal auf einem amerikanischen Kreuzfahrtschiff war, hat es mich doch gewundert, wie offen die Leute in meinem Alter dort damit umgegangen sind. Sie trugen ganz offen Halsketten mit Davidsternen. In Amerika ist es ganz normal, jüdisch zu sein. Ich bin sowas nicht gewohnt, hier in Deutschland hat man es als Jude nicht wirklich leicht.

Früher in der Ukraine, im jüdischen Kindergarten, habe ich immer gedacht, dass es gar keine andere Religion gibt. Erst in der Grundschule habe ich gemerkt, dass es bei anderen nicht so ist. Dass sie nicht in die Synagoge gehen oder auf hebräisch beten, sondern dass ich aus meinem Freundeskreis so ziemlich der einzige bin.

Als sehr religiös kann man mich heute nicht mehr bezeichnen. Natürlich, ich glaube auch an Gott. Aber ich finde, man muss nicht unbedingt irgendetwas strikt befolgen, um glauben zu können. Je erwachsener man wird, desto mehr merkt man, dass es eigentlich egal ist, welche Religion man hat. Es kommt auf die Person an und nicht auf ihren Glauben.

Aber Jerusalem hat mich schon fasziniert. Vor allem die Klagemauer. Wenn man gehört hat, wie die ganzen Leute da stehen und durcheinander beten, so viele Stimmen auf einmal, die auf einen eindringen – das verwundert einen schon. Da steht man und denkt: „Wow, so was habe ich noch nie gesehen!“.

Ich konnte kein Hebräisch mehr und beten konnte ich deshalb auch nicht. Aber ein bisschen war es wie eine Erinnerung an damals, in der Ukraine. So eine Art Flashback. Für eine Sekunde habe ich mich daran erinnert, wie es früher war, wenn ich als Kind in der Synagoge gesessen habe.

Igor Strelkow, 17 Jahre, Schüler